



Glaubenssachen

Sonntag, 28. Oktober 2018, 08.40 Uhr

Die Blätter fallen
Gedanken zum Herbst
Von Hans-Jürgen Benedict

Redaktion: Jan Ehlert
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Sprecher:

Der Herbst ist die Zeit der Ernte, aber auch die Zeit des Verblühens, des Blätterfallens. Die Natur stirbt und bereitet sich auf den Winterschlaf vor. Die Blätter färben sich bunt durch den Abbau des Chlorophylls und sorgen für eine letzte Farbenpracht, bis sie dann braun werden und abfallen. Dieser Laubfall hat viele Dichter zum Nachdenken über die Vergänglichkeit und das Sterben angeregt. Das wohl berühmteste Herbst-Gedicht stammt von Rainer Maria Rilke. Es heißt auch nur schlicht „Herbst“.

Zitator:

Die Blätter fallen, fallen wie von weit, als welken in den Himmeln ferne Gärten, sie fallen mit verneinender Gebärde. Und in den Nächten fällt die schwere Erde aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Sprecher:

Rilke gelingt es, das biologische Geschehen in eine transzendierende tröstliche Perspektive zu rücken. Er versteht den biologischen Blätterfall mit dem „Geschmack für das Unendliche“, so hat Schleiermacher das religiöse Gefühl genannt – die Blätter fallen eben wie von weit, als welken in den Himmeln ferne Gärten. Aber in dem Fallen ist auch ein Widerstand, eine Verneinung. Das Lebendige wehrt sich gegen den Fall, den Verfall. Doch selbst die Erde, scheinbar stabil in ihrer Umlaufbahn, fällt nachts aus den Sternen in eine interstellare Einsamkeit – ein moderner Reflex auf die in der Antike weit verbreitete Angst, dass nach dem Dunkel der Nacht die Sonne nicht wieder aufgehen könnte.

Zitator:

Wir alle fallen, diese Hand da fällt und sieh dir andre an, es ist in allen.

Sprecher:

Ja, wir sind alle vergänglich wie das fallende Laub. In unseren Leib, hier repräsentiert durch die Hand, ist dieses Fallen eingeschrieben. Niemand entgeht diesem Schicksal. Der Schlussvers aber hebt an mit einem Und doch, mit dem Einspruch, dem Trost des Glaubens. Dort die fallende Hand von Jedermann, hier der Trost:

Zitator:

Und doch ist Einer, der dies Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält.

Sprecher:

Auch der religiös eher Unmusikalische wird diesen nicht näher benannten Einen mit Gott identifizieren. Zärtlicher kann nicht getröstet werden. Hier scheint die Hoffnung auf ein Hineinsterben in Gott angesprochen. Es ist so schön gesagt, dass man nach dem Wahrheitsgehalt dieses Trostes nicht mehr fragt. Nicht zufällig ist dieser Vers auf Todesanzeigen zu lesen.

Andere deuten das als Vertröstung, als Illusion. Sie sehen den Trost genau umgekehrt in der Todesverfallenheit auch der Natur. „Wer möchte leben ohne den Trost der Bäume“, mit dieser Zeile hebt Günter Eichs Gedicht „Ende eines Sommers“ an. Damit meint Eich aber keine Naturverherrlichung, sondern die Tatsache, dass die Bäume „am Sterben teilhaben“, so die nächste Zeile. Bei Rilke fallen die Blätter, hier bei Eich heißt es:

Zitator:

Die Pfirsiche sind geerntet, die Pflaumen färben sich, während unter dem Brücken-bogen die Zeit rauscht./ Dem Vogelzug vertraue ich meine Verzweiflung an/Er misst seinen Teil von der Ewigkeit gelassen ab/Seine Strecken werden sichtbar im Blattwerk als dunkler Zwang,/die Bewegung der Flügel färbt die Früchte.

Sprecher:

An dem gelassen fliegenden Vogelzug lernt der Dichter seine Verzweiflung zu ertragen. Der Vogelzug wirft seinen Schatten über das Blattwerk. Was soll diese geheimnisvolle Farbveränderung bedeuten? Doch wohl eher, dass das Leben rätselhaft bleibt und ins Dunkle changiert. Deswegen mahnt der Dichter.

Zitator:

Es heißt Geduld haben. Bald wird die Vogelschrift entsiegelt/unter der Zunge ist der Pfennig zu schmecken.

Sprecher:

Dieser Pfennig ist das Fährgeld für Charon, den Fährmann ins Totenreich, das man nach antikem Brauch den Toten unter die Zunge legte. Das heißt doch, das Ende kommt unausweichlich auf uns zu. Wenn überhaupt werde ich erst danach wissen, was mich erwartet. Ein Frühjahr, ein Auferstehen, ein Neugrünen wie bei den Bäumen wird nicht beschworen.

Zitator:

Wer möchte leben ohne den Trost der Bäume? Wie gut, dass sie am Sterben teilhaben.

Sprecher:

Aus diesem Gedicht spricht eine bewusste Resignation, ein sich Abfinden mit der Vergänglichkeit des Menschen, abgelesen an dem Verfall der Natur. Kein schön klingender Trost wie bei Rilke. Sondern eine realistische Einstellung gegenüber dem, was jedem bevorsteht und woran der Herbst erinnert – die Kräfte nehmen ab, ein Leben geht zu Ende, die letzte Reise steht bevor, die ins Totenreich.

Herbstgedichte haben direkt oder indirekt eine Beziehung zum Herbst des Lebens, zum Alter. Ich bin jetzt 77 und frage: Kann man als älterer Mensch den Herbst des Lebens bewusst als Zeit der Vollendung anerkennen und zugleich die eigene Begrenztheit annehmen? Theoretisch ist das jedenfalls leichter als in der Praxis des gelebten Lebens. Um das zu verdeutlichen erinnere ich an Johann Wolfgang von Goethe. Dieser hat in seinem Altersroman Wilhelm Meisters Wanderjahre das dargestellt, was er „Entsagung“ nannte. Damit meinte er nicht die Lebensform einer weltabgewandten Askese, den Rückzug in ein Kloster etwa, sondern die selbst-bewusste Anerkennung der eigenen Bedingtheit und Begrenztheit. Nur wer sich auf eine ihm angemessene Tätigkeit beschränkt, kann dem Ganzen der Gemeinschaft sinnvoll dienen. Man muss nicht alles können und versuchen.

Im Unterschied zu dieser Entsagung war aber die aktive Tätigkeit dem alten Goethe eine wichtige Existenzvergewisserung. Neben der Arbeit an seinen Dichtungen Wilhelm Meisters Wanderjahre und Faust II betrieb er intensive Studien zur Naturforschung.

Zahlreiche Aufsätze zu den Gebieten der Botanik, Zoologie, Geologie, Meteorologie, Optik und Astronomie erschienen, er war im ständigen Austausch mit den großen Geistern seiner Zeit. Für Goethe war bis ins hohe Alter tätig zu sein offensichtlich seine Antwort auf die eigene Todesangst, ein Versuch der Abwehr des unfasslichen Gedankens an ein Ende im Nichts. Der fast Achtzigjährige erklärte im Februar 1829 - und man glaubt es kaum, was man da liest - gegenüber seinem Adlatus Eckermann:

Zitator:

„Die Fortdauer unserer Existenz entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit, denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins zuzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“

Sprecher:

Das klingt sehr vermessen, als habe Goethe aufgrund seiner überreichen Begabung ein Anrecht auf eine Fortexistenz, die normal Sterblichen nicht beschieden sei.

Auf einem weniger produktiven Niveau betreibt heutzutage eine gut gestellte Schicht von Senioren diese rastlose Tätigkeit, indem sie sich ständig bildet und reist. Ich kenne eine evangelische Kirchengemeinde, deren Hauptattraktion Kunstreisen in die großen Museen Europas ist. München, Berlin, Dresden, Florenz, Rom, Paris, Amsterdam, Basel, Madrid, Petersburg und wo sonst noch hin. Bildungsreisen in Gegenden die mit schönen Kirchen, Museen und Schlössern gesegnet sind, wie die Provence oder die Toskana gehören zum Angebot dieser Gemeinde.

Die keineswegs billigen Reisen sind stets ausgebucht. Es ist fast, als sagten die Teilnehmer wie der alte Goethe: Wenn ich nur rastlos reise und schaue, ist der Herrgott verpflichtet, mich solange am Leben zu erhalten, wie ich reisefähig bin und meine Kasse es hergibt. Der ökologische Fußabdruck wird dabei nicht so sehr beachtet. Diese kunstbeflissene Version des wandernden Gottesvolkes, als das Kirche sich früher in Aufnahme einer alttestamentlichen Tradition betrachtet hat, ist nicht ohne Ironie. Einerseits steckt dahinter der berechtigte Wunsch, noch möglichst viel von der schönen Gotteswelt und von der Kunst als einem uns Transzendierenden zu sehen. Frei nach Gottfried Kellers Zeile: „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Überfluss der Welt.“

Andererseits hat es auch etwas Getriebenes, noch möglichst viel zu sehen, bevor Altersschwäche und Demenz das unmöglich machen. Legten wir den Maßstab an, dass dies intensive Reisen zu einem erfüllten, gelungenen Leben gehört, dann hätten frühere Generationen falsch gelebt. Mein Vater, Jahrgang 1896, hat keine Urlaubs- und Bildungsreisen gemacht. Einmal in seinem Leben war er in Übersee, als er meine Halbschwester in Kanada besuchte, die dorthin in den fünfziger Jahren ausgewandert war, er wollte endlich die Enkel sehen. Ansonsten genügten ihm die gelegentlichen Reisen zu Verwandten innerhalb Deutschlands, die Spaziergänge im Volkspark oder der Ausflug in die Harburger Berge. Aber ich will nicht moralisch werden. Ich besuche auch gerne Museen in anderen Städten. Unter den Senioren, die so intensiv reisen, sind auch viele, die sich vor Ort in Bürgerinitiativen, der Flüchtlingsarbeit und der Tafelbewegung engagieren, sich um ihre Enkel und kranke Nachbarn kümmern und dergleichen zivil-gesellschaftliche Tätigkeiten mehr.

Noch bin ich wie andere Senioren aktiv. Aber kann ich auch eine Resignation im positiven Sinne üben? Das heißt, man resigniert nicht verbittert und vorwurfsvoll, sondern mit der Haltung: es ist Zeit etwas niederzulegen und abzugeben. Zum Beispiel bei einem altgewordenen Politiker oder Firmenchef die Macht abzugeben und sich zurückzuziehen. Der Zauberer Prospero in Shakespeares Drama „Der Sturm“ gibt zum Schluss die Herrschaft über seine Insel auf. Wer nicht von selbst in diesem positiven Sinne ‚resignieren‘ kann, wird dann oft von den Jüngeren dazu gezwungen. Oder um eine persönliche Erfahrung zu nennen: ich musste vor zwei Jahren aufhören, als Theologe beim Deutschlandfunk Kultur in Berlin kirchliche Rundfunksendungen zu verfassen. Dort gibt es bei den Verkündigungssendungen die Regel, dass man mit 75 Jahren aufhört. Man soll so jüngeren Kollegen die Gelegenheit eröffnen, in diese Rundfunkarbeit hineinzuwachsen. Ich gebe zu, dass es für mich nicht ganz einfach war, auf diese Mitarbeit zu verzichten. Ich war ja noch nicht senil geworden oder dazu nicht mehr in der Lage. Aber auf einmal gehörte ich zum „alten Eisen“. Das ist nicht so einfach hinzunehmen. Aber es gab auch neue Freiheiten. Weniger Stress wegen der Anfertigung, der Redaktion und der Aufnahme einer Sendung. Und: Weil ich immer in Berlin die Aufnahmen machte, hatte ich auf einmal mehr Zeit für meine dort lebenden Enkel.

Andere Formen der Resignation sind nicht ganz so einfach hinzunehmen. Die körperlichen Kräfte im Alter lassen nach. Gerne würde ich noch lange Wanderungen machen, aber nach sechs, sieben Kilometern fängt der linke Fuß an zu schmerzen. Also muss ich nicht nur eine Pause machen, sondern immer häufiger auch die Wanderung abbrechen und mit dem nächsten Bus zurück ins Quartier fahren. Die anderen gehen weiter. Das schmerzt nicht nur körperlich, sondern auch seelisch. Die Lebenskräfte lassen nach, das Treppensteigen fällt schwerer. Und beim Radfahren werde ich von fast allen überholt. Darauf nicht klagend, sondern mit einem bewussten Verzicht zu reagieren, gehört zur Lebenskunst im Alter, auch wenn es keine leichte Übung ist. Resignation betrifft auch die neuen Lebensweisen und Techniken, mit denen ich nicht unbedingt einverstanden bin - die Digitalisierung aller Lebensbereiche zum Beispiel, die Event-Fokussierung des Kulturbetriebs, die vielen neuen Serien in den Fernsehprogrammen, die anzuschauen mir zu anstrengend ist, die Exzesse des post-dramatischen Theaters, die mich oft ratlos zurücklassen.

Wenn ich in meinem Stadtteil einkaufen gehe und die vielen jüngeren Menschen sehe, wie sie sich verhalten, miteinander reden, lachen, sich kleiden und zur Schau stellen, dann habe ich immer häufiger das Gefühl, in dieser Welt zunehmend ein Fremder zu sein. Oder besser: ein Überbleibsel einer vergangenen Zeit. Dabei erinnere ich mich noch gut daran, wie ich in meiner Jugend ältere Leute betrachtet habe – ich fand sie oft wunderbar und nervig. Der alte Nachbar, der immer grantig war und auf uns Kinder schimpfte, wenn wir zu laut Fußball spielten oder der Ball in seinen Vorgarten fiel. Meine Mutter sagte, das musst du verstehen, er hat ein sehr schmerzhaftes Rheuma. Ich fand ihn trotzdem nervig. So möchte ich im Alter nicht werden, dachte ich manchmal. Heute aber entdecke ich solche Mecker-Züge an mir, wenn mir manches an den Jungen nicht gefällt. Müssen sie ihre dicken Autos immer in der zweiten Reihe parken? So ostentativ ihre gute Laune zur Schau stellen? Laut ihre Alltagserlebnisse am Handy in der Öffentlichkeit heraus posaunen?

Darauf nicht verbittert, sondern gelassen reagieren zu können, das wäre manchmal ein Segen.

Neben der Haltung der positiven Resignation vermittelt der Herbst des Lebens auch ein Gefühl der Dankbarkeit. Es gibt ein Gedicht von Hans Magnus Enzensberger, das zum Herbst passt. „Empfänger unbekannt- Retour a l'expediteur“ heißt es. Das Gedicht ist ein Dankpsalm, obwohl es Gott nicht nennt.

Zitator:

Vielen Dank für die Wolken

Vielen Dank für das wohltemperierte Klavier

Und warum nicht, für die warmen Winterstiefel

Vielen Dank für mein sonderbares Gehirn

Und für allerhand andere verborgene Organe

Für die Luft und natürlich für den Bordeaux

Herzlichen Dank dafür daß mir das Feuerzeug nicht ausgeht

Und die Begierde, und das Bedauern, das inständige Bedauern

Sprecher:

Ja, so könnte ich auch danken. Interessant finde ich, dass Enzensberger auch für das Bedauern dankt. Selbstvorwürfe nehmen im Alter ja zu. Warum habe ich nicht im Alter versucht, noch mal mit dem Klavierspielen anzufangen? Oder mich den Naturwissenschaften zu nähern, mit denen ich immer Schwierigkeiten hatte. Eine fremde Sprache zu lernen? Ja, das Bedauern über Versäumtes gehört zum Leben. Und Reue über manches, was man verschuldet hat. Nicht alles gelingt. Noch einmal Enzensberger:

Zitator:

Vielen Dank für die vier Jahreszeiten(...)

Sowie für den Schlaf

Für den Schlaf ganz besonders,

Und damit ich es nicht vergesse,

Für den Anfang und das Ende

Und die paar Minuten dazwischen inständigen Dank,

Meinetwegen für die Wühlmäuse draußen im Garten auch.

Sprecher:

Es passiert mir immer häufiger, dass ich früh wach werde, so um fünf Uhr, halb Sechs.

Dann kann ich oft nicht wieder einschlafen, weil ich über ungelöste Probleme nachdenke.

Über das, was ich im Leben in Beziehungen versäumt und verschuldet habe. Dann sich zu sagen, ach sei doch dankbar für das, was dir im Leben gelungen ist. Dass du, wie Theodor

Storm es formulierte, die „allbarmherzige Frauenliebe“ erfahren hast, „die allen Trost in sich schließt“, von der Liebe der frühverstorbenen Mutter bis zu einer späten Liebe im

Alter. Dass du drei wunderbare Kinder hast, entzückende Enkel. Dass du als Hochschul-

lehrer nicht nur Wissen, sondern auch Haltungen vermitteln konntest, ein paar Bücher

geschrieben hast, die anderen Freude gemacht haben. Dass du die frühen Jahre im Krieg

überlebt hast, danach 70 Jahre in Frieden leben durftest, soviel sehen in Europa und der

Welt, dass du die schönen Dinge des Lebens genießen konntest. Das Glück, das im

Musikhören liegt. Um es mit einem Satz von Schopenhauer zu sagen:

„Das unaussprechlich Innige aller Musik, so ganz verständlich und doch so unerklärlich, beruht darauf, dass sie alle Regungen unseres innersten Wesens wieder-gibt, aber ganz ohne die Wirklichkeit und fern aller Qual.“

Wie lange ist es her, dass in unserem Wohnzimmer von der Schallplatte, einem Weihnachtsgeschenk, die ersten Takte von Ludwig van Beethovens Violinkonzert erklangen, leise Paukenschläge, aus denen sich dann das Hauptthema entfaltet. Höre ich es heute, so ist jene Stimmung sofort wieder präsent.

Und das Lesen. Wie viele Leseabenteuer hast du nicht bestanden seit Jünglingszeiten, als es mit den großen Romanen Dostojewskijs in den Halblederbänden von Bertelsmann los ging. Und dann kamen Flaubert und Fontane, Thomas Manns „Zauberberg“, Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“, Döblin mit „Berlin Alexanderplatz“, die kurzen rätselhaften Texte Kafkas. Es kamen die zeitgenössischen deutschen Autoren, mit denen man älter wurde - Heinrich Böll, Martin Walser, Günter Grass, Christa Wolf. Immer so weiter durch die Jahrzehnte mit vielen Lesefreuden bis in die unmittelbare Gegenwart, in der schon wieder neue Erzählungen auf einen warten. Und dann nicht zu vergessen die wissenschaftlich-philosophischen Werke, die Lust an der Erkenntnis über das, was die Welt im Innersten zusammenhält. Dafür kann ich danken, kann ich schließlich auch abdanken mit dem Aperçu eines Schriftstellers: „Ich kann mir kein Paradies ohne Bücher vorstellen“. Obwohl, so sicher bin ich mir da nicht - vielleicht wäre es auch ein seliger Zustand, nicht mehr lesen zu müssen, sich nicht länger über schlechte Romane und die Kritiker, die sie empfohlen haben, zu ärgern.

Der Herbst mit seinem Blätterfall erinnert an das Ende des Lebens. Ich bin jetzt 77 und weiß, auch meine Lebenszeit kann bald zu Ende gehen. Das lehren mich vor allem meine Freunde, die in den letzten Jahren gestorben sind und die ich sehr vermisse.. Sie sind, wie Fulbert Steffensky sagt, „unsere Sterbelehrer. In dem sie gestorben sind, lehren sie mich, dass man sterben kann; dass es offensichtlich eine schwere Aufgabe ist, aber keine unmögliche.“

Kommt noch was nach dem Tod? Ich weiß es nicht, manchmal denke ich nein, manchmal hoffe ich es. Besonders für all diejenigen, deren Leben durch Gewalt und Krieg frühzeitig abgebrochen wurde, für die, die viel Leiden und Unrecht ertragen mussten, die auf einen Himmel hofften, in dem die Tränen abgewischt werden und Gott alles in allem ist. Für sie und auch für mich hoffe ich, dass der tröstliche Rilke-Satz aus dem Herbstgedicht wahr wird: „Und doch ist Einer, der dies Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält.“

* * *

Zum Autor:

Prof. Dr. Hans-Jürgen Benedict, em.; bis 2006 Dozent für Theologie an der Ev. Hochschule für Soziale Arbeit & Diakonie in Hamburg